

Vortrag auf der 1. Bildungskonferenz am 2.12.2019 in Cottbus

„Bildung, Erziehung und Lernen - Schlagworte oder Programmatik?“

Sehr geehrte Damen und Herrn!

Titel und Thema des Vortrages verführen dazu, Ihnen aus Wörterbüchern vorzulesen. Das möchte ich, weil ich solche Referate selbst oft hören muss, möglichst schon im Ansatz vermeiden.

Lassen sie mich bitte einfach, von was anderem sprechen. Und zwar möchte ich ihnen zunächst was über die Liebe erzählen. Liebe ist immer ein gutes Thema, das interessiert alle, da habe ich ihre Aufmerksamkeit. Da können alle mitreden, jeder Mensch hat da seine Erfahrungen, hat Leid und Glück erlebt. Mehr noch: Liebe ist mit Hoffnung und Optimismus verbunden, selbst in schwierigen Zeiten, wie wir sie gerade erleben.

Liebe also. Durch Studierende bin ich darauf gekommen. In einem Seminar hatten wir über die Frankfurter Schule, über Adorno und Horkheimer gesprochen, und ich hatte beiläufig erwähnt, dass es leider nur ein Autor aus dem Umkreis des Instituts für Sozialforschung geschafft habe, nicht nur Bestseller, sondern auch Longseller zu verfassen, nämlich Erich Fromm. Sein Buch „Die Kunst des Liebens“ verkauft sich auch heute noch – und seine Überlegungen sind auch heute noch aktuell.

Lassen sie mich ein wenig von dem Buch erzählen. Fromm legt darin klar, dass die Liebe nicht einfach naturgegeben sei, sondern eine Kunst, die der Anstrengung der Beteiligten bedarf. Und er macht deutlich (schon 1956!), dass die Liebe in den „heutigen westlichen Gesellschaften“ verfällt. Ich zitiere: „Der moderne Mensch ist sich selbst, seinen Mitmenschen und der Natur entfremdet. (...) Er hat sich in eine Gebrauchsware verwandelt und erlebt seine Lebenskräfte als Kapitalanlage, die ihm unter den jeweils gegebenen Marktbedingungen den größtmöglichen Profit einzubringen hat.“ (Fromm 2000, 136; Ausl. UH)

Dann führt er vielfältig aus, welche Formen der „Pseudolieben“ daraus entstehen. Im letzten Kapitel widmet er sich der „Praxis der Liebe“, also der Frage, ob und wie denn dann überhaupt Liebe möglich sei. Und nach meiner Einschätzung ist das, was er vor über 60 Jahren formulierte, nach wie vor zutreffend. Erich Fromm schreibt: „Liebe ist nur möglich, wenn sich zwei Menschen aus der Mitte ihrer Existenz heraus miteinander verbinden, wenn also jeder sich selbst aus der Mitte seiner Existenz heraus erlebt. Nur dieses ‚Leben aus der Mitte‘ ist menschliche Wirklichkeit, nur hier ist Lebendigkeit, nur hier ist die Basis für Liebe.

Die so erfahrene Liebe ist eine ständige Herausforderung; sie ist kein Ruheplatz, sondern bedeutet, sich zu bewegen, zu wachsen, zusammenzuarbeiten.“ (Fromm 2000, 161)
„Leben aus der Mitte der Existenz“ heraus, das ist, so Erich Fromm, die Voraussetzung für Liebe. Doch was meint das, „Leben aus der Mitte“?

Mit dieser Formulierung verbindet sich eine bestimmte Vorstellung vom Menschen. Kein deskriptives Bild vom Menschen, das behauptet so oder so ist der Mensch, ein für alle mal, *sondern eine Idee von der Möglichkeit des liebesfähigen Menschen*. Wie muss der Mensch beschaffen sein, dass er Liebe empfangen und geben kann. Das „Leben aus der Mitte der Existenz“ ist mithin keine Formel für einen ohnehin natürlich ablaufenden, biologisch vorgegebenen Automatismus, sondern das „Leben aus der Mitte“ ist eine Aufgabe, ist nicht einfach da, sondern bedarf der Anstrengung, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln, bedarf der Anstrengung einer *Persönlichkeitsbildung*.

Liebesfähig wäre also der gebildete Mensch – aber was ist dann Bildung? Was heißt es, gebildet zu sein? Ist derjenige gebildet, der ein Höchstmaß an Wissen angehäuft hat und es einem interessierten Publikum ausgefeilt präsentieren kann?

Wir prüfen das mit Erich Fromm: ist die Wissensanhäufung eine Voraussetzung der Befähigung zur Liebe? Wohl kaum. Wir können uns ausgewiesene Experten vorstellen, deren Faktenkenntnis uns beeindrucken mag, aber ist das eine Grundlage der Liebe? Muss man Bibliotheken verschlungen haben, um lieben zu können? Eher nein. Auch Menschen ohne volle Bücherregale können lieben und geliebt werden. Wobei, das sei betont, Wissen ist auch kein Hinderungsgrund: Es mag durchaus Fachleute geben, die „aus der Mitte heraus leben“ und lieben können. Halten wir im Sinne Erich Fromms fest: die Anhäufung von Wissen ist keine Voraussetzung für Liebe, muss aber auch nicht schaden.

Wie sieht es mit der Rhetorik aus? Wir kommen zum selben Ergebnis. Schöne Worte können sich mit Liebe vertragen, sind aber nicht ihre Grundlage.

Oder ist derjenige gebildet, der die gepflegten bürgerlichen Umgangsformen in den verschiedenen kulturellen Veranstaltungen von Empfang und Oper, Festessen und Preisverleihung perfekt beherrscht? Ist nur gebildet, wer die großen und wichtigen Bildungsinstitutionen durchlaufen hat und über ‚hohe‘ Bildungsabschlüsse in Form von Zeugnissen, Diplomen und Auszeichnungen verfügt? Oder ist der gebildet, der in der Lage ist, sein Wissen in der gesellschaftlichen und vor allem der beruflichen Realität anzuwenden?

In allen Beispielen kommen wir mit unserer Frage nach der Liebesfähigkeit zum selben Ergebnis. Weder Umgangsformen, noch Zeugnisse oder Wissensanwendung sind im Verständnis Fromms ausreichend für eine erfüllte Liebe. Sie müssen diese nicht zwangsläufig verhindern, aber sind nicht die Voraussetzung von Liebe.

Das „Leben aus der Mitte“, das erst zu erreichen ist, ein persönliches Vermögen, das erst zu bilden ist, muss etwas anderes sein. Betrachten wir die Formel mal etwas genauer. Leben aus der Mitte heißt ja, dass es ein drum herum geben muss. Eine Mitte gibt es nur in einer Fläche, einem Körper oder einer Menge. Was ist das drum herum eines Menschen? Für Erich Fromm sind das die anderen Menschen. Leben aus der Mitte können wir als Leben aus der Mitte der Menschen heraus lesen. Man beachte bitte: nicht aus der Mitte *des* Menschen heraus, das wäre die Vorstellung, dass die Liebe schon im individuellen Kern des Menschen (was immer das sein soll) zu finden sei, sondern es heißt aus der Mitte *der* Menschen heraus. *Das Leben aus der Mitte heraus ist das Leben in der Gemeinschaft, in der Gesellschaft*. Das passt zu den

gesellschaftskritischen Positionen Fromms. Sie erinnern sich an das erste Zitat, dass die Liebe in den modernen Gesellschaften zerfällt.

Liebe und Liebesfähigkeit sind also Phänomene des Zusammenhangs von Gesellschaftlichkeit und Persönlichkeit. Finden wir dann die entsprechende Persönlichkeitsbildung nicht am einfachsten in der Mitte des Stroms, bei denen, die sich mit dem gesellschaftlichen mainstream treiben lassen, bei denen die einfach mitmachen, mitlaufen?

Wäre die Gesellschaft ein Fluss, dann wäre dem vielleicht so. Aber die Gesellschaft ist kein Naturereignis, sondern Menschenwerk. Menschen bilden die Gesellschaft mit ihrem Handeln, ihrer Kommunikation, ihrer Arbeit und selbstverständlich auch mit ihrer Liebe, leider auch mit Hass und Gewalt. Fromms Leben aus der Mitte zielt auf den tätigen Menschen. In die Mitte kommen heißt, tätig zu sein, sich bewusst aktiv zu verhalten. *Der liebesfähige Mensch, der aus der Mitte des Lebens heraus lebt, ist der bewusst gesellschaftlich gestaltende Mensch. Und zwar einer, der nicht destruktiv mit Hass und Gewalt handelt, sondern der, der produktiv und gemeinschaftlich tätig ist.* Das ist der erfüllte Mensch, der der Liebe fähig ist. Das ist der „Sinn von Bildung“, von dem Björn Schalles eben gesprochen hat.

Um zugleich einem drohenden Missverständnis vorzubeugen: der erfüllte Mensch, weil seiner Gesellschaftlichkeit bewusst und diese fördernd, ist nicht allein der vor Aktivismus strotzende 25 oder 35jährige „Leistungsträger“, sondern sozial verantwortlich denken und solidarisch handeln kann man in (fast) Altersstufen und Lebenslagen.

Und um noch einen Schritt weiter zu gehen, möchte ich in das „sozial denken“ auch das Fühlen einbeziehen und das „solidarische Handeln“ zum solidarischen Leben erweitern. In unserer Welt, die wie wir bei Fromm gelesen haben, der Liebe nicht förderlich ist, verstehen wir „Denken“ viel zu oft im Sinne einer „instrumentellen Vernunft“, also eines Denkens, das sich auf Machen und Nützlichkeit reduziert, oft nur wirtschaftliche Verwertbarkeit meint.

Was unser Kopf kann, ist aber deutlich mehr. Deswegen ist es mir wichtig, dass soziale Verantwortlichkeit nicht nur als rationales Denken verstanden wird, sondern wir auch andere Formen geistiger Zugänglichkeit einbeziehen, wie eben das Fühlen. Wir können da auch noch einmal auf die Frage eingehen, ob denn der gebildet sei, der über großes Wissen verfügt. Auch Experten können sozial verantwortlich denken und fühlen. Aber dieses Vermögen ist nicht auf sie allein beschränkt, ihr Wissen ist dazu auch nicht die Voraussetzung. Sozial verantwortlich denken und fühlen können auch Kinder, können funktionale Analphabeten, können ungelernte Hilfskräfte, können sogenannte Behinderte – sozial verantwortlich fühlen können alle Menschen. Meine Oma, eine kluge, lebenserfahrene Frau, fasste das in einem Begriff, der zwar nicht im akademischen Diskurs zu finden ist, aber die Sache anschaulich formuliert. Sie sprach in solchen Fällen von *Herzensbildung*.

Nun möchte ich spontan einschränken, das gilt natürlich nur, wenn die Menschen es wollen, wenn sie diese Anstrengung, sich ihrer sozialen Verantwortung zu stellen, wirklich auf sich nehmen wollen. Aber bei der Betonung der Anstrengung als eines Kraftaktes, was durchaus gefordert sein kann, ist mir nicht wohl, wenn ich nicht zugleich darauf verweise, dass es viel anstrengender, viel kräftezehrender, Lebensenergie verschleißend ist, abgeschottet, kalt und egoistisch zu sein, also unsozial zu denken und zu fühlen. Nur bemerken wir diese Anstrengungen zumeist nicht, weil sie uns in kleinen Dosen, aber beständig im

Sozialisationsprozess abverlangt werden, von einer Gesellschaft, in der Macht und Konkurrenz und Gewinn auf Kosten anderer den Maßstab setzen. Deswegen sind so viele Fische, die in der Mitte des Stroms treiben, tote Fische. Wer liebesfähig sein will, muss auch mal gegen die Strömung schwimmen um sich das menschliche Vermögen des sozial verantwortlichen Fühlens und Denkens zu bewahren oder wieder zu erlangen. Gerd Schneider hat es eben auf den Punkt gebracht: manchmal muss man einfach „anpacken und mutig sein“. Das ist eine Aufgabe ohne Ende. Ich wiederhole noch einmal Erich Fromm: „Die so (*durch sozial verantwortliches Denken/Fühlen und solidarisches Leben*) erfahrene Liebe ist eine ständige Herausforderung; sie ist kein Ruheplatz, sondern bedeutet, sich zu bewegen, zu wachsen, zusammenzuarbeiten.“ (Fromm 2000, 161; *Einf. UH*)

Nun kann ich mir den Einwand vorstellen, die Liebe, ja, das sei schön und gut, aber doch eher eine private Angelegenheit und es sei nicht die Aufgabe der Stadt Cottbus, sich darum zu kümmern. Die kommunale Politik habe sich um Strom und Wasser, Krankenhäuser und Kitas, um Straßen und Plätze zu kümmern – und nicht um das Liebesleben ihrer BewohnerInnen. Wohl wahr.

Zwei Antworten drängen sich mir auf, wobei die erste, das räume ich ein, zwar schön, aber auch etwas flapsig ist. Also erste Antwort: eine Stadt voller erfüllter und glücklich liebender Bürgerinnen und Bürger zu denken, hat durchaus eine gewisse Attraktivität. Cottbus, die Stadt der Liebe? *Pourquoi pas*, warum nicht?

Ich möchte aber noch eine zweite Antwort geben, darauf verweisen, dass sich die Überlegungen Erich Fromms nahezu 1:1 in den politischen Raum übertragen lassen. Unter der einen Bedingung allerdings, dass man Demokratie als Prinzip einer gesellschaftlichen Lebensform versteht. Als den Versuch, Menschen in ihren vielfältigen Zusammenhängen und Begegnungen zu ermöglichen, sich einzubringen, mitzuwirken, mitzuentcheiden. *Demokratie als Lebensform* unterscheidet sich im Ansatz grundlegend von Vorstellungen, die in der Demokratie nur *ein formalisiertes System zur Legitimation von Regierungen* sehen.

In der Praxis bestehen diese beiden fundamental widersprüchlichen Demokratievorstellungen durchaus nebeneinander, mal mit einem Schwergewicht auf dem einen Prinzip, mal auf dem anderen. Als Willy Brandt einst forderte, mehr Demokratie zu wagen, stand dies in derselben demokratietheoretischen Tradition wie heute beispielsweise das Förderprogramm „Tolerantes Brandenburg“, nämlich: Demokratie als Lebensform zu stärken.

Lassen Sie mich noch einmal das Zitat von Erich Fromm umbauen, diesmal ersetze ich zusätzlich noch „Liebe“ durch „gelebte Demokratie“. Also, Zitat: „*Gelebte Demokratie* ist nur möglich, wenn sich ... Menschen aus der Mitte ihrer Existenz heraus miteinander verbinden, wenn also jeder sich selbst aus der Mitte seiner Existenz heraus erlebt. Nur dieses *sozial verantwortliche Denken/Fühlen und solidarische Leben* ist menschliche Wirklichkeit, nur hier ist Lebendigkeit, nur hier ist die Basis für *Demokratie*. Die so *gelebte Demokratie* ist eine ständige Herausforderung; sie ist kein Ruheplatz, sondern bedeutet, sich zu bewegen, zu wachsen, zusammenzuarbeiten.“ ((Fromm 2000, 161; *Umformulierung UH*)

Auch dieser Satz hätte geschrieben werden können und er hat eine unbestreitbare Aktualität. Nicht das Nebenher-Leben, nicht Egoismus, nicht Des-Interesse oder Apathie, nicht Macht-Streben und Manipulation befördern Demokratie, sondern dass möglichst viele Menschen ihre Verantwortung für den Nächsten und für das Gemeinwesen praktisch wahrnehmen. Und

Voraussetzungen zu schaffen, dass Menschen dies können, ist durchaus Aufgabe kommunaler Politik.

Das schließt Streit nicht aus, im Gegenteil. Die Auseinandersetzung um das, was das „gute Leben“ ist (oder sein könnte), ist grundlegend für demokratisches Leben, da es sich aus der Summe der verschiedenen Vorstellungen und Bedürfnisse bilden muss. Da sind auch Vorstellungen auszuhalten, die den eigenen Ideen nicht entsprechen, ihnen gar widersprechen. Eine diskursive Grenze verläuft jedoch da, wo Ideen auf Ausgrenzung und Ausschluss zielen, bestimmten Menschen, bestimmten Gruppen ihr Recht auf Beteiligung verweigern. Diese Demokratie- und Menschenfeindlichkeit findet sich in rassistischen Weltbildern, aber auch im Sexismus und in homophoben Haltungen. Ich spreche ausdrücklich von einer diskursiven Grenze, weil sie selbst immer wieder zu diskutieren und zu definieren ist. Eine Formalisierung der Grenze, indem sie beispielsweise juristisch gezogen wird, ist manchmal unumgänglich, trägt aber auch immer die Gefahr in sich, auf die Ausbildung der argumentativen Kraft des Menschlichen zu verzichten und entsprechende Anstrengungen aufzugeben – das aber wäre der Sieg der Gegner der Menschlichkeit.

Es mag erstaunen, es mag verwundern, aber auch erfreuen, dass Liebe und gelebte Demokratie so nahe bei einander liegen. Dies verweist uns auf das Gemeinsame von Liebe im Sinne Fromms und der Demokratie als Lebensform: es geht um ein bestimmtes Verständnis vom Menschen, vom Individuum. Es wird als soziales, als gesellschaftliches Wesen gedacht, ohne seine Individualität zu verlieren, genauer noch: seine Individualität kann der Mensch nur im Gesellschaftlichen entfalten. Die Entwicklung der Individualität erfolgt nicht in Abgrenzung von anderen Menschen, sondern in der Auseinandersetzung mit ihnen. In diese Richtung formuliert auch Adorno: „Wir werden nicht dadurch freie Menschen, daß wir uns selbst, nach einer scheußlichen Phrase, als je Einzelne verwirklichen, sondern dadurch, daß wir aus uns herausgehen, zu anderen in Beziehung treten Dadurch erst bestimmen wir uns als Individuen, nicht indem wir uns wie Pflänzchen mit Wasser begießen, um allseitig gebildete Persönlichkeiten zu werden.“ (Adorno 1969, 146; Ausl. UH)

Sie haben es wahrscheinlich schon die ganze Zeit geahnt, aber spätestens jetzt ist allen klar, ich habe keineswegs nur über Liebe oder Demokratie gesprochen, sondern zugleich auch immer über Bildung. Und sie bemerkten auch, Bildung ist in meinem Verständnis kein neutraler Begriff, nicht einmal ein bloß beschreibender Begriff. *In meinem Verständnis ist Bildung eine qualitative Herausforderung.* Wenn die Liebesfähigkeit der Bildung bedarf, wenn gelebte Demokratie der Bildung bedarf und wir *Bildung als die Möglichkeit verstehen, sozial verantwortlich zu denken, zu fühlen und solidarisch zu leben*, dann zeigt sich Bildung sowohl als ein analytischer Begriff, wie auch als ein -in großen Teilen noch ausstehender-historischer Prozess.

Mithilfe eines so entwickelten Bildungsbegriffs können wir analysieren, können wir untersuchen, ob es sich bei dem, was da gelernt wird, was da gelehrt werden soll, tatsächlich um Bildung handelt, also um die Entwicklung des humanen Vermögens sozial verantwortlich zu denken, zu fühlen, und solidarisch zu leben – oder nicht.

Kurz gesagt: *Das Schießtraining der Mafia ist keine Bildung.* Das leuchtet ein. Aber nicht immer ist das so klar zu erkennen. Es wird viel geballert und nicht immer ist deutlich zu sehen, in welche Richtung da geschossen wird.

Lassen Sie mich bitte einen kurzen Abschnitt aus dem Buch „Deutschlandreise“ von Roger Willemsen aus dem Jahre 2002 vorlesen. „Der Berliner Bahnhof Zoo hat seine neue Verbraucherfreundlichkeit mit einer Plakatserie und einem Slogan gefeiert, der da lautet: ‚Bunte Geschäfte rein. Dunkle Gestalten raus. Aktion Freundlicher Bahnhof.‘“

Betrachten wir die Aktion und ihren Slogan bildungstheoretisch, also mit dem kritischen Bildungsbegriff, der nach der Förderung des humanen Vermögens fragt, sozial verantwortlich zu denken, zu fühlen, und solidarisch zu leben, dann bekäme dieses Marketingkonzept kein Bildungssiegel „besonders wertvoll“. Noch einmal Roger Willemsen: „Die erste Freundlichkeit des Bahnhofs besteht in der praktischen Trennung von Geschäften und menschlichem Sondermüll; die zweite in einer unanfechtbaren Umschreibung des ‚Ausländer raus‘-Slogans; die dritte in der Annahme, dass dort, wo die Kälte des Konsums am exklusiven Kreis der Beautiful People exerziert wird, automatisch eine Atmosphäre des Wohlwollens und der Herzlichkeit entsteht“. (Willemsen 2006, 54)

Die Botschaften der Kampagne gehen nicht in die Richtung eines „Lebens aus der Mitte“ heraus, sondern stärken Vorurteile, lassen die Augen vor den Sorgen anderer verschließen und werten den ungestörten Einkaufsbummel als wichtiger. Da soll durchaus etwas gelernt werden, aber das ist nicht Mitgefühl und Freundlichkeit, nicht einmal die Bereitschaft, Fremdes und vermeintlich Dunkles auch nur zuzulassen.

In unserer Auseinandersetzung mit den Begriffen „Bildung, Erziehung und Lernen“ können wir an dem Beispiel sechs Punkte festhalten.

Erstens, Lernen findet überall statt, ist keineswegs an Orte gebunden, die sich dem Lehren verpflichtet haben. Gelernt werden kann auch beim Betrachten von Plakaten in einem Bahnhof. Und was da gelernt wird ist offen. Natürlich hatten die Bahn und die Werbeagentur eine bestimmte Botschaft im Sinn, aber es ist Sache des Betrachters, was er draus macht. Der eine sah die Plakate und lernte, dass es nun endlich „Ruhe, Zucht und Ordnung“ einkehren soll, Roger Willems lernte, dass Nicht-Konsumenten vom öffentlichen Raum des Bahnhofs ausgeschlossen werden sollen. Es gibt ein Lernangebot (und davon gibt es täglich tausende), die kann der einzelne aufgreifen -oder auch nicht- und sich in seinem Sinn aneignen. Wobei die Lerneffekte individuell unterschiedlich, widersprüchlich ausfallen können. Von Lernen möchte ich an dieser Stelle sprechen, weil Plakate und Slogan eine bewusste Wahrnehmung, eine, wenn auch minimale, Rezeptionsanstrengung verlangen. Es ist immerhin ein eigenständiger Vorgang, das Plakat zu sehen, den Slogan zu lesen und zu interpretieren: ahh, das meinen die.

Zweitens: es ginge auch anders! Wenn ein Ort das Soziale erschwert, könnte er dann nicht auch bewusst und gezielt als ein öffentlicher Raum gestaltet (und werbend vorgestellt) werden, der das Miteinander fördert, Akzeptanz und vielleicht sogar Offenheit und Vielfalt durch Architektur und Hausordnung ermöglicht? Bahnhöfe müssen Bildungsmöglichkeiten nicht verhindern, sie können sie auch unterstützen. Die ganze Stadt kann Bildungsort sein.

Drittens: Läuft lernen unterhalb dieser Schwelle zumindest ansatzweise bewusster Wahrnehmung, sprechen wir von Sozialisation. Wäre der Umbau des Bahnhofs in eine Shopping-Meile und die Vertreibung der „dunklen Gestalten“ einfach nur realisiert worden, also ohne mit Werbung darauf hinzuweisen, würde sich die Vorstellung was einen Bahnhof ausmacht schlicht verändern, ohne dass die meisten es merkten. Es ist die Macht der Sozialisation, uns lernen zu lassen, ohne dass wir es merken. Die Gesellschaft besitzt im

„Sozialisationsprozess ein mächtiges Instrumentarium, um ihre ... Mitglieder den jeweils vorherrschenden Interessen unterzuordnen, sie fremdbestimmten Ansprüchen auszusetzen.“ (Bernhard 1997, 70; Ausl. UH)

Dies ist keineswegs, wie das im Zitat anklingt, nur negativ zu bewerten. Um in den bestehenden Verhältnissen handlungsfähig zu sein, müssen die Individuen die herrschenden Interessen und ihnen fremde Ansprüche sehr wohl kennen – und zwar genauestens. Sonst stehen sie mit ihren eigenen Interessen und Ansprüchen auf verlorenem Posten.

Daher lautet *viertens*: Es ist also eine der vornehmsten Aufgaben von Bildung, eine Auseinandersetzung mit dem zu befördern, was sich als Sozialisation in unsere Biographie eingeschrieben hat und nach wie vor täglich auf uns einwirkt. Um dem qualitativen Anspruch von Bildung zu genügen, bedarf es dieser selbstreflexiven Auseinandersetzung. Gerade das, was so unauffällig und nebenher als Selbstverständlichkeit erscheint, ist in Bildungsabsicht kritisch zu befragen.

Damit ist *fünftens* klar, dass Bildung immer Selbst-Bildung ist. Man kann nicht von anderen gebildet werden, man muss es selbst tun. Wir können Bildung auch nicht vermitteln, sie anderen beibringen – was wir können sind Bedingungen zu schaffen, die es den Lernenden erleichtert, sich zu bilden. Wir können Angebote machen. Das ist viel und wichtig.

Und noch eine andere begriffliche Unterscheidung ist am Beispiel des Bahnhofs vorzunehmen, also *sechstens*: Ich habe ihn eben als einen Ort der Sozialisation bezeichnet. Hätte ich auch Erziehung sagen können? Nein, denn die Entscheidung des Bahnmanagements störende Elemente vom Einkaufserlebnis fern zu halten, dürfte ein primär kommerziell begründeter Beschluss gewesen sein. Nämliche die Umsätze im Bahnverkehr und in den Geschäften zu steigern, was dann höhere Mieten erlauben würde. Von Erziehung dagegen würden wir sprechen, wenn durch eine Maßnahme oder einen bestimmten Kontext gezielt auf das Verhalten und / oder Denken von Menschen eingewirkt werden soll. Im Bahnhofsbeispiel stand das nicht im Vordergrund, sondern war eher Mittel zum Zweck der Umsatzsteigerung.

Um die mir aufgegebenen Kategorien „Bildung, Erziehung und Lernen“ noch in einen systematischen Zusammenhang zu bringen, betrachten wir mal ihre Reichweite.

Lernen ist dabei der weitreichendste Begriff. Lernen lässt sich praktisch nicht vermeiden, wir lernen ständig und überall; egal ob Bildungsangebot, Erziehungsmaßnahme oder sozialisatorisch – gelernt wird immer, allerorten. Das ist als Chance zu verstehen.

Sozialisation meint die Internalisierung gesellschaftlicher, milieu- und familienpezifischer Verhältnisse, ohne dass wir uns diese bewusst aneignen, vielmehr geschieht das über die Macht des Faktischen, schlicht weil wir in diesen Verhältnissen leben und mit den herrschenden Interessen umgehen müssen. Dabei sind Gesellschaft und Familie nicht so wie sie sind, damit wir was lernen, sondern weil sie sich historisch so entwickelt haben und / oder ganz andere Intentionen verfolgen, z.B. kommerzielle.

Manchmal aber wollen Eltern ihren Kindern bestimmte Verhaltensweisen, Einstellungen, Werte vermitteln, dann sprechen wir von Erziehung. Zwischen Sozialisation und Erziehung gibt es durchaus einen Graubereich, in einer Familie werden gewisse Verkehrsformen einfach praktiziert, in anderen als Erziehung inszeniert. Zu denken wäre hier beispielsweise an Mediennutzung oder den Umgang zwischen den Geschlechtern. Nicht anders verhält es sich mit der Gesellschaft. Punktuell errichtet sie, insbesondere der Staat, Institutionen der

Erziehung, wo sie als Gesellschaft nicht einfach ist wie sie ist, sondern den heranwachsenden Generationen etwas vermitteln will, was zu ihrer, der gesellschaftlichen Reproduktion von Bedeutung ist. Die bekannteste und wichtigste Erziehungseinrichtung ist die Schule, aber sie ist nicht die einzige. Ich meine darüber hinaus nicht nur Jugendhilfe und Soziale Arbeit, Kitas und Hochschulen, sondern alle Organisationen, Programme und Maßnahmen, die -zumindest: auch- auf eine definierte Verhaltensweise und/oder Denkweise zielen. Die Agentur für Arbeit gehört dazu, wie auch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und der Deutsche Verkehrssicherheitsrat.

Was die Ziele erzieherischen Handelns sind, ist unbestimmt, das heißt in der einen Familie mag es um Gehorsam und Anpassung und Disziplin gehen, in einer anderen um Kommunikation, Verständnis und Mitgefühl – in beiden Fällen wird versucht zu erziehen. Dass das nicht immer gelingt, dürfte offensichtlich sein. Allzu oft wird mit intensiven Erziehungsmaßnahmen das Gegenteil dessen erreicht, was intendiert war. Auch den großen staatlichen Einrichtungen, gesellschaftlichen Organisationen der Erziehung geht es da nicht anders. Auch sie erreichen manchmal das Gegenteil des eigentlichen (oder vorgeblich?) Gewollten.

Nun mag vielleicht verwundern, dass ich die Schule eben als Erziehungseinrichtung bezeichnet habe und nicht, wie oft gebräuchlich, als Bildungseinrichtung. Nun, das liegt an dem qualitativen Verständnis von Bildung, das humane Vermögen des sozial verantwortlichen Denkens/Fühlens und solidarischen Lebens zu fördern. Dieser kritische Bildungsbegriff hilft nicht nur auf dem Bahnhof, sondern auch in der Schule zu unterscheiden. Bloße Wissensvermittlung reicht nicht für Bildung. Es muss genau geschaut werden, wo dem § 4 des Brandenburgischen Schulgesetzes, seinen Zielen und Grundsätzen der Erziehung und Bildung Genüge getan wird – und wo nicht. Viel zu oft konterkariert der „geheime Lehrplan“, also organisatorische Vorgaben, strukturelle Aufbau, disziplinarisches Reglement, Machtansprüche und Kommunikationsausschlüsse, was im Unterricht an hehren Zielen vertreten wird. Schule kann zur Bildung beitragen, wie auch die anderen Einrichtungen, aber keine hat sie für sich gepachtet. Das Verhindern von Bildung ist institutionell leicht zu erreichen, die Förderung von Bildung dagegen, das was schwer zu machen ist, Selbstkritik der Beteiligten braucht und immer wieder neue Anläufe unternehmen muss.

Also so, wie es auch mit der Liebe ist und mit der gelebten Demokratie. Es gibt keine lebendige Demokratie ohne Bildung. Das sollte deutlich geworden sein.

Aber ich möchte, in Anbetracht der vielen akuten Krisen, noch einen Schritt weiter gehen.

Ohne Bildung keine lebenswerte, bessere Zukunft. Sie haben hier und heute damit angefangen. Machen Sie weiter und lassen sie sich nicht von Hindernissen und Schwierigkeiten entmutigen. Halten Sie sich an den programmatischen Titel eines Buches von Hartmut von Hentig (1986): ***die Menschen stärken, die Sachen klären***.

In diesem Sinne: *Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit.*

Literatur

- Bernhard, Armin (1997): Stichwort: Bildung; in: Armin Bernhard / Lutz Rothermehl (Hg.): Handbuch Kritische Pädagogik. Eine Einführung in die Erziehungs- und Bildungswissenschaft; Weinheim, S. 62-74.
- Fromm, Erich (2000): Die Kunst des Liebens; München.
- von Hentig, Hartmut (1986): Die Menschen stärken, die Sachen klären. Ein Plädoyer für die Wiederherstellung der Aufklärung; Stuttgart.
- Willemsen, Roger (2006): Deutschlandreise; Frankfurt/Main.